



**3. Platz**

## **Das Loch**

**von Ursula Knoll**

**Roman**

---

Das Loch war nicht zu übersehen. Oval, an einer Seite etwas eingedrückt, an den Rändern ausgefranst, mit einem Durchmesser von hundertzwanzig Metern, zog es sich über den gesamten Stephansplatz, sodass nur ein schmaler Durchgang Richtung Kärntnerstraße, Graben und Rotenturmstraße frei blieb. Jetzt, drei Sekunden nach dem Einsturz, tummelten sich keine Schaulustigen, um es zu bestaunen. Der Platz war menschenleer, in eine undurchdringliche Staubwolke gehüllt.

Der hier wiedergegebene Text ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne ausdrückliche Erlaubnis in keiner Form wiedergegeben oder zitiert werden. Alle Rechte am Text liegen bei der Autorin / dem Autor.



An seinen Abbruchkanten ging es dreißig Meter in die Tiefe: Asphalt, Kopfsteinpflaster, Mauerwerk, Kellergewölbe. Erde, schwarz mit Ziegelbrocken. Löss, schluffig, graugelb. Mittelkies, steinig. Plattelschotter, graubraun, kräftig. Sandstein, kantig, grau. Grobkies, steinig. Wellsand, tonig. Alles mischte sich im Schlund des Loches zu einem Haufen, aus dessen Mitte der Südturm des Stephansdoms ragte, zugegeben, ein wenig schief, sonst aber unversehrt. Der Nordturm war zur Hälfte verschüttet, ebenso die beiden Heidentürme. Ihre Spitzen lugten aus dem Geröll. Das Langhausmittelschiff und die Chorhallen hingegen waren verschwunden.

Was einst, vor fünf Sekunden, eine stolze, gotische Kirche gewesen war, hatte sich nun in ein interessantes, spätmodernes Gebäude verwandelt, das forthin das neue Zeitalter bezeugen sollte. Wie die vier Beine eines riesigen, längst ausgestorbenen Insektes ragten die mutterlosen Türme in den Himmel über Wien. Einige Stunden später sollte der grobe Staub einen ersten Blick auf sie freigeben, während die Feinstaubpartikel über Wochen in der Luft hängen bleiben und die eben noch frisch renovierten Dachschindeln, Verzierungen und Kanten der vier Türme seltsam weichzeichnen würde, sodass ein paar der ohnehin zu Sentimentalitäten



neigenden Wiener Seelen dem Anblick, vor allem in der Dämmerung, auch etwas abgewinnen konnten.

Eigentlich war es ein ruhiger Morgen gewesen. Die Sonne hatte pünktlich um 07:13 Uhr begonnen, sich an den Himmel über Wien zu hängen, wo sie 10:54 Stunden verweilen wollte, um dann weiterzuziehen. Zwei Minuten später, um exakt 07:15:32, erschallte über der Innenstadt ein Geräusch, wie man es noch nie zuvor vernommen hatte: eine donnernde Explosion, die vom nahegelegenen Leopoldsberg und den Glasfassaden des DC Towers zurückgeworfen wurde. Es folgten ein Rums, ein Krachen, ein Bersten und ein lautes Zischen oder Pfeifen, verursacht durch den raschen Austritt heißer Gase. Möglicherweise war es auch Wasserdampf, wer konnte das in diesem Moment mit Sicherheit bestimmen? Die Klangkulisse jedenfalls war furchteinflößend. Man verstand sein eigenes Wort nicht mehr, hätte man in diesem Moment etwas sagen wollen. Die meisten aber wollten gar nicht. Sie pressten die Hände gegen die Ohren, rissen Mund und Augen auf, duckten sich und ließen den Augenblick an sich vorüberauschen.

Es gab jede Menge zu sehen und zu spüren, sodass die Menschen, die um diese Zeit bereits wach gewesen waren, das, was sie eigentlich gerade vorhatten, unterbrachen. Diejenigen, die sich noch nicht die Mühe



gemacht hatten aufzustehen, wurden unsanft aus dem Schlaf gerissen, denn die Erde bebte, die Fensterscheiben zitterten, die Geschäftsauslagen schepperten, die Stromleitungen und Ampeln schwangen hoch und nieder. Weit bis über die Stadtgrenzen hinaus konnte man das Vibrieren der Stadt wahrnehmen, deren Wahrzeichen aus unerfindlichen Gründen dreißig Meter in die Tiefe gestürzt war. Wobei das vielleicht ein wenig unscharf ausgedrückt ist. Schließlich hatte sich der Dom ja nicht aufgemacht, sich über eine Klippe zu stürzen, noch hatte ihn eine unsichtbare Kraft über einen Felsrand gestoßen. Nein. Der Boden unter ihm war sich selbst unsicher geworden, hatte nachgegeben, sodass ihm der Dom, behäbig, schwer, dem Gesetz der Schwerkraft gehorchend, folgen musste.

Natürlich hatte man von Senklöchern schon gehört. In den trockenen Gebieten Zentralanatoliens etwa waren sie keine Seltenheit. Straßenabschnitte und ganze Häuser wurden dort seit Jahrhunderten regelmäßig in die Tiefe gerissen, tödliche Fallen für Menschen und Tiere, die sich ahnungslos im falschen Moment am falschen Ort aufhielten. Man zäunte die Krater notdürftig ein, hängte Warnschilder auf und ging zum Alltag über. Wer sein Haus verloren hatte, musste eben anderswo eine Bleibe finden. Verwerfungslinien zogen sich durch die Region, geologische wie menschliche. Unterirdische Wasserläufe trockneten über die Jahre aus

Der hier wiedergegebene Text ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne ausdrückliche Erlaubnis in keiner Form wiedergegeben oder zitiert werden. Alle Rechte am Text liegen bei der Autorin / dem Autor.



und sackten in tiefere Erdschichten ab. Löcher klafften in der Landschaft, fraßen sich förmlich ins Land, je weiter das Grundwasser absank, und wurden größer und größer. Mit jedem Grad Erderwärmung beschleunigte sich die Erosion.

Von dieser Binsenweisheit wollten die Menschen weder in Anatolien noch in Wien etwas hören. Noch weniger durfte man ihnen mit Vorschriften zu ihrem Wasserverbrauch kommen, da hörte jeder Spaß auf. Es dauerte keine drei Minuten, da hatte sich schon jemand gefunden, der wortreich darauf hinweisen konnte, dass es im englischen High Wycombe gerade ein Zuviel an Wasser gewesen war, das den Untergrund aufgeweicht hatte, sodass Häuser und Autos in einem Loch verschwunden waren. Wieder jemand anderes wusste zu berichten, dass in einem Kaff in China ein Teil einer Straße weggebrochen war, nur weil ein Wasserrohr unter dem Asphalt leckte. Und war in den USA der Schaden, den ein Senkloch unter einem Museum angerichtet hatte, in dem eine Reihe alter Corvettes, alle sauteuer, verschlungen worden war, nicht von der Versicherungspolize ungedeckt geblieben, da man keine Ursache bestimmen und daher die notwendigen Unterlagen nicht beibringen konnte? Auch ein paar Bundesstaaten weiter südlich tat sich unter dem Schlafzimmer eines



jungen Studenten aus unbekanntem Gründen ein Loch auf, das Bett, Zimmer und Mann in einen fünfzehn Meter tiefen Krater riss.

Kurzum, was sich zu Senklöchern im Allgemeinen sagen ließ: ihre Ursachen wie ihre Toten blieben im Dunkeln, während ich an diesem Morgen um exakt 07:17:48 meine Augen wieder öffnete. Mit staubbedeckten Fingern wischte ich mir eine Sandkruste aus dem linken Lid und suchte nach meinem Smartphone. Stockfinster war es um mich herum, die Luft wie mehliges Brot. Meine Finger tasteten den Boden ab, als das Gerät plötzlich freudige Töne von sich gab, als wäre es ein anhänglicher Hund, der seinen Besitzer zu sich locken wollte. Der Staub hatte meine Lungenbläschen längst verklebt. Ich hörte das schleifende Röcheln, das bei jedem Atemzug aus meinem Mund drang, konnte es aber nicht mit mir in Verbindung bringen. Mit den Fingerkuppen der linken Hand ertastete ich mein Smartphone schließlich, während sich das Piepsen durch die beschleunigte Wiederholung in einen Dauerton verwandelte. Mit ganzer Kraft presste ich Daumen und Zeigefinger zusammen, zog das Gerät vorsichtig zu mir und entspernte das Display.

Hysterischer Stolz durchfuhr mich, sodass ich den Schmerz im Rippenbogen gleich wieder vergaß, der erst jetzt in meine bewusste Wahrnehmung durchdrang. Ich sah meinen verstörten Ausdruck auf dem



verwackelten Bild. Zweihunderttausend Likes und annähernd so viele Kommentare hatte das Live-Video bekommen, das mir nun mein blutiges Gesicht auf dem Display zeigte. In Echtzeit schnellte der Zähler weiter nach oben. Zweihundertdreißigtausend, zweihundertvierzigtausend. Schwarze Herzen, Smileys mit aufgerissenen Augen und kleine Totenköpfe sprangen aufgeregt über meine zerschundenen Wangenknochen die eingedrückte Nase entlang.

Besser hätte der Tag nicht beginnen können.